



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Arms. Kurz: einen Menschen hat uns Hundrieser in diesem Denkmal hingestellt, keinen verzerrten Manekino.

Vielleicht ziehen wir eine Lehre aus dieser Verolina: sie ist ein echtes Gelegenheitsgedicht, unter dem Sonnenstrahl einer wahrhaftigen innern Erfahrung ans Licht getreten und gediehen, ist nicht befohlen und nicht in einer Kommission zu Schanden redigirt worden. Darum lebt sie und hat Musik in ihr selber.

Schanddeutsch und Deutschenschande. In Goethes Vaterstadt ist vor kurzem ein Adreßbüchlein christlicher Firmen erschienen, und zwar nicht von diesen Firmen selbst, auch nicht in deren Auftrag, sondern von dem Frankfurter „Deutschen Verein“ auf eigne Faust herausgegeben. Obwohl es nun diese christlich-germanischen Firmen nicht hätte zu stören brauchen, wenn sie der „Deutsche Verein“ lieb hatte, brach dennoch ein großer Entrüstungsturm in einer Anzahl von Erklärungen aus, deren Verfasser meist kund und zu wissen thaten, daß ihr Name ohne „ihr Wissen und Willen“ (oder in der ersten Person gesprochen: „ohne mein Wissen und Willen“) in das Adreßbüchlein geraten sei. Diese Sprachseuche grassirte eine ganze Woche lang, ohne bemerkt zu werden! Sogar in dem redaktionellen Teil der Frankfurter „Sonne“ war dieser Sonnenfleck zu sehen. Von der schönen Sprache abgesehen, haben sich die Firmen auch insofern vielleicht mehr geschadet als genützt, als die Antisemiten jedenfalls im abgelaufenen Jahre hier von allen Parteien die größte und am stärksten besuchte Versammlung gehabt haben, obwohl die Presse thörichterweise davon schwieg. Wenn die jüdische Presse so vernünftig ist, die sozialdemokratische Bewegung sich ausleben zu lassen, warum läßt sie der antisemitischen nicht das gleiche Recht? Aber schimpfen wir nicht auf die jüdische Presse! Das jüdischste Blatt in Frankfurt a. M., der Generalanzeiger, wird hauptsächlich von christlichen Händen bedient.



## Litteratur

Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus. Vortrag, gehalten in der Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte zu Lübeck von Wilhelm Ostwald, Professor der Chemie an der Universität Leipzig. Leipzig, Zeit u. Comp., 1895

Nach der (unter den Naturforschern) herrschenden mechanistischen Weltansicht sind die Atome und die zwischen ihnen wirkenden Kräfte die letzten wirklichen Dinge, auf denen die einzelnen Erscheinungen beruhen. Diese Auffassung, die man sich gewöhnt hat als sichersten Ausdruck der thatsächlichen Verhältnisse anzusehen, ist nach der Überzeugung des Verfassers eine bloße Hypothese. Denn eine Bestätigung der aus ihr sich ergebenden Folgerung, daß alle nicht mechanischen Vorgänge, wie die Wärme, die Strahlung, die Elektrizität usw., thatsächlich ebenfalls mechanisch seien, ist noch in keinem einzigen Falle gebracht worden. Die sogenannten mechanischen Theorien sind also in Wirklichkeit nur Bilder oder Analogien, und das einzige, was man von ihnen mit Sicherheit sagen kann, ist, daß sie über kurz oder lang in nichts zerfließen werden. Können wir schon die bekannten physikalischen Erscheinungen nicht mechanisch deuten, so gelingt das noch

weniger bei den viel verwickelteren Erscheinungen des organischen Lebens. Wir müssen erst aufhören, uns die physische Welt durch die Annahme einer Mechanik der Atome anschaulich zu machen. Wir sollen uns überhaupt kein Gleichnis machen, sondern die Welt so unmittelbar sehen, wie es uns unser Geist erlaubt. Wie geschieht das aber? Hier setzt des Verfassers These ein. Als Mayer die Äquivalenz der verschiedenen Energieformen — das Gesetz von der Erhaltung der Kraft — entdeckte, war er auf dem richtigen Wege. Als aber seine Nachfolger, Helmholtz, Clausius, Thomson, alle diese verschiedenen Energien als mechanisch deuteten, entwerteten sie die richtige Einsicht durch eine willkürliche Hypothese, die aus der herrschenden mechanistischen Naturauffassung entstanden war. Denn wir erfahren von der physischen Welt nur, was uns unsre Sinne vermitteln. Die Materie, von der diese Wirkung ausgehen soll, der Träger, den die Energie haben „muß,“ das vermeintlich letzte Wirkliche, ist umgekehrt bloß ein Gedankending, das wir Menschen uns gemacht haben. Das einzige, was als wirklich bleibt, ist vielmehr jene Wirkung auf unsre Sinne, die „Energie.“ Mit diesem Begriff können wir alles, was man bisher durch die Vorstellungen des Stoffs und der Kraft darstellte, und noch viel mehr als das darstellen. Die energetische Naturauffassung ist frei von Hypothesen. Ob sie aber ausreichen wird, alle Erscheinungen der Natur zu verstehen? Der Verfasser antwortet schon jetzt auf diese Frage mit Nein. Aber sie wird dennoch bestehen bleiben, zwar nicht als umfassendstes Prinzip, wohl aber als besondrer Fall noch allgemeinerer Verhältnisse, deren Form wir einstweilen noch kaum ahnen.

Weil, wie der Verfasser sagt, nach einem stets wiederkehrenden Gesetz im Denken der Allgemeinheit eine neue Erkenntnis nie so rein und ungetrübt aufgenommen wird, wie sie dargeboten wird, so haben wir die seine möglichst wortgetreu unsern Lesern vorgeführt. Aber was wir geben, soll nur gleichsam als Etikette gelten für den Inhalt des bedeutenden und formvollendeten Vortrags, dem gegenüber jedes weitere empfehlende Wort überflüssig wäre.

Spamers Illustrierte Weltgeschichte. Dritte, völlig umgestaltete Auflage. Zweiter Band: Geschichte des Altertums. Von Alexander dem Großen bis zum Beginne der Völkerwanderung. In dritter Auflage bearbeitet von Ferd. Rössiger und D. C. Schmidt. Mit 418 Textabbildungen und 14 Beilagen und Karten. Leipzig, 1896

Wenn irgend ein Band dieser neuen Auflage des großen Unternehmens, von dem nun sechs Bände erschienen sind, so verdient dieser zweite die Bezeichnung eines neuen Werkes. Von der zweiten Auflage ist hier kaum eine Zeile Text mehr übrig, von den alten Bildern kein einziges. Die beiden Verfasser haben die Aufgabe unter sich in der Weise geteilt, daß Rössiger das siebente Buch, die hellenische Kultur (S. 53 bis 274), Schmidt das sechste Buch, also die Zeit Alexanders des Großen und der Gründung der hellenistischen Reiche, und das achte Buch, die Geschichte Roms von den ersten Anfängen bis 375 n. Chr., bearbeitet hat. Beide Leistungen sind gleich tüchtig. Es mag unorganisch sein, daß erst am Schluß der gesamten griechischen Geschichte ein zusammenhängender Überblick über die griechische Kulturentwicklung gegeben wird, statt sie bei den einzelnen Zeiträumen der politischen Geschichte zu behandeln, wohin sie gehört; aber da die Anordnung nun einmal so getroffen war, so hat sich Rössiger vortrefflich mit seiner schwierigen Aufgabe abgefunden und, indem er den ganzen Stoff in zwei (oder eigentlich drei) große Zeiträume (bis zu den Perserkriegen, bis auf Alexander den Großen und den Hellenismus) gliedert, also sich der natürlichen Periodisierung der politischen Geschichte

anschließt, innerhalb jedes Zeitraums aber die einzelnen Zweige der Kultur zusammenhängend behandelt, im engen Rahmen ein so sicher und scharf gezeichnetes, so lebendig empfundenes und daher so allgemein verständliches Gesamtbild der griechischen Kulturgeschichte geliefert, wie es uns in dieser Weise noch nirgends begegnet ist. Unterstützt wird diese Wirkung noch ganz besonders durch die zahlreichen, sorgfältig ausgewählten und meist ganz vorzüglich ausgeführten Illustrationen. Hinter Köpfer steht Schmidt nicht zurück, dessen Anteil an dem Bande der ungleich größere, gegen 600 Seiten, ist. Mit selbständigem Urteil betont er gleich beim Beginne des sechsten Buches, daß die griechische Geschichte nicht mit der Schlacht von Chäroneia (338) ende, sondern in der Begründung der makedonischen Hegemonie ihre notwendige Erfüllung finde, nachdem die Souveränität der griechischen Kleinstaaten unhaltbar geworden sei; er vertritt also hier den Standpunkt J. G. Droysens gegenüber der mehr philologischen als historischen Ansicht von G. Grote und E. Curtius. Trotzdem ist er von einer Vergötterung Alexanders des Großen weit entfernt; er unterscheidet vielmehr scharf zwischen seiner ersten hellenischen und seiner orientalisierenden zweiten Periode und verschweigt nicht, daß seine Selbstvergötterung die Sittlichkeit der antiken Welt tief und dauernd geschädigt habe. Etwas kurz ist die Periode der sogenannten Diadochen behandelt, doch wird die Geschichte dieser hellenistischen Reiche bei der römischen Geschichte da, wo es zum Verständnis notwendig ist, wieder aufgenommen. In der römischen Geschichte mit ihren zahlreichen Kontroversen der Kritik und der Auffassung zeigt der Verfasser gründliches Wissen und besonnenes, selbständiges Urteil; überall betont er die Bedeutung der sittlichen Macht, also der Persönlichkeit, und löst nirgends die Geschichte in einen Brei von „Zuständlichem“ auf, ohne dabei irgendwie die Bedeutung des Zuständlichen, d. h. der allgemeinen Verhältnisse, zu verkennen. Im Gegenteil werden diese sehr sorgfältig berücksichtigt, soweit sie für das Leben des Staates und des Volkes wichtig sind. Bezeichnend für die Art des Verfassers ist es dabei, daß er lieber die Persönlichkeit des M. Porcius Cato als Typus alten Römertums in der Übergangszeit ausführlich schildert, als sich in allgemeinen Wendungen zu ergehen. Die älteste Geschichte des römischen Staates ist in der von der modernen Kritik geforderten Weise behandelt, aber mit Recht hat der Verfasser die alten, sagenhaften Geschichten hinzugesügt, da sie nun einmal von den Römern in ihrer Blütezeit als historisch geglaubt wurden und auch jetzt noch als ein Bestandteil der allgemeinen historischen Bildung gelten. Die Verfassungsgeschichte und die Umwandlung der wirtschaftlichen und der sozialen Grundlagen treten ebenso verständlich hervor wie die Entstehung erst des italischen Bundesstaats, dann des Weltreichs. Ein durchaus selbständiges, besonnenes und billiges Urteil wahrt sich der Verfasser vor allem in der Betrachtung der untergehenden Republik, namentlich der Persönlichkeiten Cäsars und Ciceros. Sehr diskret und taktvoll behandelt er dann den Ursprung und die früheste Entwicklung des Christentums. Dabei ist seine Darstellung durchaus gewandt und anschaulich, wo es nötig ist, auch schwungvoll und eindringlich. Die Illustration leistet auch hier alles irgendwie Erforderliche. So reich das Material hier zugeflossen sein mag, so schwierig mag es gewesen sein, hier kritisch zu sordern, eine Arbeit, die gewöhnlich sehr unterschätzt wird und doch manche gelehrte Kleinrämerei aufwiegt. Die Ausführung ist auch hier vorzüglich, namentlich bei den ganz plastisch hervortretenden Münzen, den Porträtköpfen (vgl. z. B. Nr. 248: ein altrömisches Ehepaar, aus dem Vatikan) und den Landschaften, deren Beigabe besonders dankenswert ist. Als ein vorzügliches Unterrichtsmittel sei dieser Band vor allem den höhern Schulen empfohlen.

Encyclopädisches Handbuch der Pädagogik, herausgegeben von W. Rein (Jena). Langensalza, Hermann Beyer und Söhne, 1894 fg. 1. bis 16. Lieferung

Einem Herder oder Pestalozzi würde eine Pädagogik sehr spanisch vorgekommen sein, die über die Abspannung unter dem Buchstaben A und über die Müdigkeit unter dem Buchstaben M Auskunft giebt, wo die Dankbarkeit zwischen der Dampfheizung und dem darstellenden Unterricht steckt, und die Fehler der Jugend zwischen dem Fechtverein und der Feigheit zu finden sind. Doch unsre Zeit fordert einmal von den Genossen aller Berufe encyclopädisches Wissen, das sie auf dem Bücherbrett stehen haben müssen, wenn sie es nicht im Kopfe haben, und so ist den Männern der Schule das Lexikon von Rein zu gönnen. Befriedigen wird es sie zunächst durch seine Vollständigkeit, denn von der Abulie und Befangenheit bis zum Zweifel, vom Abiturientenexamen bis zur University Extension, vom Bettpissen und der Blumenzucht bis zur Schulstüben diebstahl werden sie nichts von dem vermiffen, was auf Kinder- und Jugenderziehung Bezug hat. Und auch die Güte der Artikel läßt wenig zu wünschen übrig, wird doch, wie sich von selbst versteht, jeder Gegenstand von einem Fachmann bearbeitet. Die meisten der zahlreichen Mitarbeiter sind Lehrer und Seminardirektoren, dazu kommen Universitätsprofessoren, Geistliche, Ärzte usw. Manche von den Artikeln, wie „Aufklärung“ und „Bildung“ (von Paulsen), „Begabung“ von Andrea, „Darstellender Unterricht“ von A. Folk dürfen selbständige Bedeutung für sich in Anspruch nehmen. Bei einer zweiten Auflage wird manches zu ergänzen und zu berichtigen sein. So z. B. enthält der Artikel „Berechtigungen“ zwar die gesetzlichen Bestimmungen ziemlich vollständig, aber kein Wort über die Berechtigung des Berechtigungsweffens; Paulsen thut in seinem den Grenzbotenlesern nicht unbekanntem Artikel „Bildung“ einige kräftige Schnitte in diesen dicken Topf. Und um noch eins anzuführen: der Artikel „Besoldung“ wird einer sehr sorgfältigen Revision bedürfen. Daß es um die Besoldung der Volksschullehrer in Preußen jämmerlich bestellt ist, läßt sich ja leider nicht leugnen, aber daß es im Jahre 1891 noch 127 Lehrer gegeben haben soll, die unter 450 Mark (nebst Wohnung und Feuerung) bezogen, das glauben wir denn doch nicht. Entweder, so vermuten wir, haben diese Leute Schulacker, dessen Ertrag weit unter seinem Werte angeschlagen ist (der Schulacker wird überhaupt nicht erwähnt), oder es sind Hilfslehrer, deren Beköstigung dem Hauptlehrer obliegt. — Die Ausstattung des Werkes ist gut, der Druck groß und schön. Es soll in sechzig Lieferungen erscheinen. Für die Abonnenten auf die Lieferungs Ausgabe kostet die Lieferung eine Mark; dieses Abonnement ist jedoch mit dem Erscheinen der sechsten Lieferung geschlossen worden; von da ab wird das Werk in Halbbänden (je sechs Lieferungen) verkauft, deren jeder 7 Mark 50 Pfennige kostet.

Platens Werke. Herausgegeben von G. A. Wolff und B. Schweizer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, o. J.

Eine zweibändige Ausgabe von Platens Werken darf nur auf einen kleinen Leserkreis rechnen, und auch der wird sich immer noch mehr verengern. Von Platens Lyrik sind die wenigen Balladen, die allgemeiner bekannt zu sein verdienen, in einer Menge von Sammlungen zugänglich; seine Sonette, seine Oden, seine Festgefänge sind den Deutschen bis jetzt nichts gewesen und werden ihnen auch schwerlich je etwas sein, noch weniger seine höchst persönlichen Epigramme, die nur ganz wenig von allgemeinem Wert enthalten und in der Hauptsache nur für Kenner

der italienischen Kultur von Interesse sind. Seine unerquicklichen parodirenden Dramen sind lediglich für den Literaturgeschichtsforscher merkwürdig, und die orientalischen Erzählungen, die er in den *Abbasiden* zusammengefaßt hat, lesen wir wenigstens lieber in schlichterem Gewande als in Platens schwerer, anspruchsvollen Sprache.

Die vorliegende Ausgabe versucht trotzdem, Platen dem deutschen Publikum zugänglich zu machen, dem Publikum, das er so oft gehöhnt und geschmäht und zeitweilig im innersten verachtet hat, dem er sich fremd fühlte und fühlen wollte. Sie sucht ihre Leser auf einer Bildungsstufe, für die Namen wie *Lykurg* („der berühmte Gesetzgeber Sparta's, um 850 v. Chr.“) und *Aurora*, Begriffe wie *Rhapsode* und *Rothurn* konversationslexikonartig in Anmerkungen erklärt werden müssen, die aber auch nichts von Calvin weiß, und der zu Platens Worten von dem „begeisterten sächsischen Mönch,“ den er einmal zwischen *Meistergesang* und dem dreißigjährigen Kriege erwähnt, die Anmerkung not thut „Luther (1483 bis 1546).“ Selbstverständlich kehren derartige Erklärungen, namentlich für die Antike, immer wieder, da Platen in der alten Welt lebte und webte und sich ihrer typischen Gestalten auf jeder Seite seiner Dichtungen bedient. Ebenso wiederholen sich die Erläuterungen aus dem Gebiete der italienischen Renaissancekultur; schade, daß die Zweizahl der Herausgeber hier dazu geführt hat, daß uns z. B. in den Anmerkungen zu *Bordenone* VI, S. 139 und S. 288 des ersten Bandes nicht nur verschiedene, sondern teilweise einander widersprechende Angaben mitgeteilt werden, ähnlich wie als *Vasaris* Geburtsjahr I, 262 1511, dagegen II, 493 1512 bezeichnet wird. Welchem der Herausgeber soll man da glauben?

„Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn“ ist ein altes, aber nie veraltendes Wort: Kenntnis der italienischen Renaissance und des griechischen und römischen Altertums, die für Leser Platens die Voraussetzung bildet, bildet sie natürlich erst recht für seine Herausgeber. Ungenau übersetzt ist das *Exoriare aliquis*, das Platen über sein erstes *Polenlied* geschrieben hat, mit den Worten „Aus unsern Gebeinen soll ein Rächer entstehen,“ falsch das *Eamus omnis execerata civitas*, die Überschrift eines andern *Polenliedes*, mit den Worten „Laßt uns, die ganze voller Flüche beladene Gemeinschaft, auswandern“; überdies hätte doch dieser Vers so gut wie jener virgilische einen Hinweis auf seine Herkunft verdient: wer die horazische Epode nicht kennt, der er entstammt, versteht das ganze Platensche Lied nicht. Die Anmerkung zu dem Epigramm „An denselben“ (d. h. einen anonymen Verfolger)

Virgilt du den Namen? Es ist doch immer ein klassischer Name:

Dich schon redet Horaz „stinkender Mävius“ an

enthält eine recht zweifelhafte Bereicherung unsrer Kenntnis römischer Dichternamen in den Worten „Mävius, ein schlechter römischer Dichter des ersten Jahrhunderts v. Chr.“ Horaz verwünscht nur den hämischen Kritiker, so gut wie sich Platen nur über diesen hermacht; davon daß dieser Mävius je einen Vers gemacht hätte, ist nichts bekannt.

Das Äußere der Ausgabe ist wie bei allen Meyerschen Klassikerbänden sauber und hübsch, auch Bild und Handschrift Platens fehlen nicht, doch haben sich mehrere verlegende Druckfehler eingeschlichen, z. B. I, S. 256 „Vegattung“ für „Vestattung“ und S. 217 ein *cecinit* in dem bekannten, in der ersten Person geschriebenen Grabdistichon Virgils. Sollen wir auch das „9 v. [!] Chr.“ in einer Anmerkung über die *Varusschlacht* II, 176 dazu rechnen?

Henrik Ibsens Jugenddramen von Dr. Roman Woerner, Privatdozenten an der Universität München. München, Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1895

Dieses Buch kündigt sich als Vorarbeit zu einem größern Werke über Ibsen an. Im Vorwort spricht der Verfasser die Ansicht aus, daß die wissenschaftlichen Litterarhistoriker es nicht den Tageschriftstellern überlassen sollten, über Erscheinungen der neuern Litteratur das Urtheil festzustellen. Darin hat er gewiß Recht, vollends wenn es sich um einen Dichter wie Ibsen handelt, dessen Verehrer in unserm Volke nun einmal nach tausenden zählen. Eine andre Frage ist, ob der Gegenstand eine so ausführliche Behandlung verträgt, wie sie der Verfasser mit den zwei Bänden, die er verspricht, in Aussicht stellt. Nach der Probe, die in der vorliegenden Schrift gegeben ist, möchte man das bezweifeln. Ibsens Jugendwerke mit ihrer Fülle von krausen nordischen Namen muten uns doch recht fremdartig an, und der Zergliederung, die der Verfasser giebt, zu folgen, ist keine leichte Beschäftigung. Sie stehen aber auch dem spätern Ibsen, der sich einen Teil der Welt erobert hat, fast ebenso fern wie uns, und im allgemeinen lebt unsre Zeit zu schnell, um sich durch das bloß historische Interesse noch lange fesseln zu lassen. Aber es ist ja möglich, daß sie dem „Ibsenismus“ gegenüber eine Ausnahme macht. Das Buch ist sorgfältig gearbeitet und recht gut geschrieben.

Ericks Ferien. Eine Erzählung für die Jugend, auch für ältere und alte Leute ohne Schaden zu lesen, nur müssen die Herzen jung sein. Von G. Brandstædter. Düsseldorf, August Bagel, 1895

Getreidespekulation, jüngstdeutsche Dichtung, Verein zur Rettung Schiffbrüchiger, Momentphotographie: lauter Dinge, die modern, teilweise sogar „aktuell“ sind. Ein Buch, das sich mit derlei Gegenständen befaßt, wird — so sollte man denken — zu den modernen Erscheinungen gerechnet werden dürfen. Und doch ist es glücklicherweise unmodern, altväterisch im besten Sinne des Worts. Kein greisenhaft anwidernder Roman fin de siècle, der die Jugend verdirbt, sondern eine Erzählung, die von Frische, Mut, Kraft und Vaterlandsliebe übersprudelt. Sie wird jeden gefangen nehmen, der sich ein junges Herz bewahrt hat. Sonnige Poesie ruht über der Gegend, wo sich die Ereignisse abspielen: der rauschenden Ostsee, der einsamen Nehrung mit ihren Dünen und dem so unheimlich wirkenden Sande. Mit heiterm, harmlosem Humor werden die Personen gezeichnet; prächtig gelungen sind die Charakteristiken des königlichen Fischmeisters Saltawisch und der episodischen Figur des „alle Verantwortung ablehnenden“ Kommerzienrats aus Memel. Aus dem Ganzen spricht ein echt deutsches, festes, kerniges Gottvertrauen, nicht aufdringlich, aber eindringlich, rührend und warm.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig